

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 9

Artikel: Gespräch am Hochzeitstag
Autor: Janson, Marguertie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668700>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

G E S P R Ä C H A M
H O C H Z E I T S T A G

«Auch du», sagte sie und hob ihm mit strahlendem Lächeln ihr Glas entgegen, «auch du hast dich sehr gebessert in den fünfzehn Jahren unserer Ehe. Wenn ich denke, welchen selbstgerechten Menschenfresser ich geheiratet habe! Doch heute hörst du deinen Gesprächspartner ruhig an, du lässest auch eine andere Meinung gelten als die eigene und bist schon bald kein Snob mehr. Du...»

«So», sagte er, unterbrach die Gebärde des Anstossens und setzte sein Glas wieder hin. «Ein Snob soll ich sein, das ist die Höhe! Und das sagst du mir an unserm Hochzeitstag, nachdem ich in allen Tönen dein Lob gesungen habe. Ausgerechnet ein Snob!»

«Nun ja, da ist doch nichts Beleidigendes dabei. Uebrigens sagte ich, du seist bald keiner mehr. Und dann bist du, will sagen wärest du, in guter Gesellschaft: Goethe war einer, Ravel war einer, Rilke, Proust ... äh ... ja, Baudelaire war gewiss auch einer. Ja, selbst der Bauer Michel ist einer, weil er immer sagt: mein Freund, der Herr Regierungsrat Soundso.»

«Mag sein. Aber ich? Habe ich mich jemals geweigert, in ungebügelten Hosen herumzugehen? Dir Pakete zu tragen? Bin ich ein eingebildeter Trottel?»

«Aber nein. Du bist der schlichteste Mensch der Welt. Wer spricht denn hier überhaupt von eingebildeten Trotteln? Ein Snob ist etwas ganz anderes ...»

Nun wurde er auf einen Schlag ruhiger, überlegen. «Erlaube mein Kind», sagte er, «du bist offenbar in einem Irrtum befangen. Der Snob ist ein aufgeblasener, eingebildeter Mensch. Ein Protz ... ein Geck. Es gibt keine andere Definition.» Und er schenkte wieder ein, da sie inzwischen ohne anzustossen ausgetrunken hatten. Dann hob er sein Glas ihr entgegen. Da er aber sah, wie sie den Kopf schüttelte in sanfter Hartnäckigkeit, setzte er es wieder hin und blickte sie

müd-fragend an, wie es ein Lehrer mit einem begriffsstutzigen Schüler tut.

«Ein Snob ist etwas viel Subtileres und zugleich Harmloseres», sagte sie, den Kuchen auf ihrem Teller nervös zerkrümelnd. «Wohl kann Snobismus sich auch in den Kleidern äussern, in einer gewissen pedantischen oder nachahmenden Manier, sich zu kleiden. Aber das ist nur die eine Form. Leute, die Bücher lesen nur um nachher darüber sprechen zu können, sind Snobs. Leute, die ohne die geringste Freude an der Musik ein Symphoniekonzert besuchen, sind Snobs. Andere kaufen Bilder, nicht weil sie ihnen gefallen, sondern weil sie von einem Meister gezeichnet sind. Nicht Eigenwilligkeit suchen sie, sondern Anlehnung an den Geschmack eines Massgebenden. Snobismus ist Unsicherheit. Auch gewollte Originalität ist Snobismus. Er ist überall, in uns, um uns, und verliert sich erst mit dem Reifen der Persönlichkeit. Aber mit Eingebildetsein hat er nichts zu tun. Schau, beim Bauern Michel entspringt er eher einem Minderwertigkeitsgefühl. Aber nun lachst du und gibst nicht zu, dass ich recht habe. Du bist ein Snob des Patriarchatgedankens und glaubst dir etwas vergeben zu müssen, wenn du deinem Weib ein einziges Mal recht gäbest.

«Eben sagtest du noch, ich hätte mich gebessert.»

«Noch nicht durchgreifend genug in diesem einen Punkt. Doch es geht jetzt nur darum, unter uns abzumachen was ein Snob ist, ein für allemal.»

«Ein eingebildeter Mensch.»

«Gar nicht. Ein unreifer Mensch. Einer, der sich selber kein Urteil zutraut, sich im Theater die Erfolgstücke ansieht, seinen Garten anlegt wie der Nachbar, die Hüte der Frau Direktor nachahmt, von seinen Verwandten Dritten gegenüber nur die Bessergestellten erwähnt. Das ist es. Ach nein, es ist noch mehr und noch ungreifbarer, muss aber nicht unbedingt unsympathisch sein, denn es gibt ganz lebenswürdige Snobs. Gib doch endlich zu, dass ein Begriff, der unübersetzbar blieb, einfach nicht mit zwei Worten abgetan sein kann.»

Er zündete sich eine Zigarette an. «Nach dir wären also alle jungen Menschen Snobs», sagte er über das brennende Streichholz hinweg. «Denn keiner kommt bekanntlich mit einem fertigen Urteilsvermögen zur Welt und jeder muss sich zuerst, wie du sagst, an einen Massgebenden halten.»

«Nein, nein, nein», schrie sie aufgebracht. «Auf Kinder ist das Wort nicht anwendbar. Und Junge gibt es auch, die sich eine eigene ... ich meine ...

aber mit dir kann man nicht diskutieren. Du verwirrst einen absichtlich und machst einen krank mit deiner Sturheit.» Und eine Träne verdünnte wahrhaftig den Festtagswein. Das erschütterte den Mann dermassen, dass er vorschlug, zur Beilegung in Güte ein Lexikon zu konsultieren. «Haben nie eins gehabt», schluchzte sie.

Dann eben ein Rechtschreibebuch, den Duden. Bis er ihn zuhinterst im Bücherbord zwischen «Nie mehr krank sein» und den Memoiren des Tänzers Nijinski fand, hatte sie Zeit, ihre Tränen zu trocknen. Erwartungsvoll schaute sie ihm entgegen, als er blättern daherkam, den Schenkel lässig hob und sich auf die Armlehne ihres Sessels niederliess. «Lass sehen: Smolensk... smorzando... aha, da haben wir's: Snob: «vornehm tuender, eingebildeter Mensch, Geck».

Nachdem er langsam und deutlich und laut gelesen, legte er das Buch aufgeschlagen auf den Tisch, ergriff sein Glas und hob es ihr entgegen: «Prost Lieblich. Lass uns noch oft solche kleinen Streite mit happy-end haben.»

Diesmal stiessen sie an. Und es war, wie es an einem fünfzehnten Hochzeitstag sein muss: der Mann zärtlich beschwichtigt im Bewusstsein seiner Ueberlegenheit, die Frau ohnmächtig gemacht durch den toten Buchstaben, im Innern aber um seine — des Dudens — Unzulänglichkeit wissend.

W A A G P L A T Z I I

Eine unheimliche Geschichte von Bill Behm

«Schönen Dank, aber ich werde schon finden. Bis zum Hotel ist es ja nicht weit», sagte Robert Kerstings zu dem alten Herrn, mit dem er in geschäftlichen Beziehungen stand und der ihn für den Abend eingeladen hatte. Nach herzlichem Abschied trat er in den Regen hinaus, während sich hinter ihm die Haustür der kleinen Villa schloss.

Es war schon spät in der Nacht, und die kleine Stadt war ihm unbekannt. Nur wenige Laternen brannten und warfen ein düsteres Licht auf das nasse Pflaster, den Nebel kaum durchdringend. Ein kalter Regen nieselte vom Himmel. Den Mantelkragen hochgeschlagen, stapfte Kerstings drauf-

los, seinem Hotel zu. Musste er hier nicht abbiegen? Natürlich ja. Robert wandte sich nach rechts, aber nach einer Weile entdeckte er, dass er sich hoffnungslos verlaufen hatte. Vergebens spähte er nach jemand aus, der ihn hätte zurechtweisen können, aber leer und tot lagen die Strassen. Er war in ein Gewirr von kleinen, dunklen Gassen geraten und ging unsicher weiter. Zu dumm, sich so zu verlaufen. Endlich gelangte er an einen kleinen Platz, der von niedrigen Häusern umgeben war. Sie machten einen unheimlichen und fast mittelalterlichen Eindruck. Eine einsame Laterne stand an einer Ecke und verbreitete trübes Licht. Verschwommen hob sich die Silhouette eines kahlen Baumes ab, der in der Mitte des Platzes stand.

Robert Kerstings fror. Er sehnte sich nach Licht und Wärme. In der Nähe der Laterne fand er ein Schild, auf dem in altertümlichen Lettern «Waagplatz» stand. Ueberlegend, welche Richtung er nun einschlagen sollte, wandte er sich um und sah auf der andern Seite des Platzes Licht schimmern. Froh darüber, vielleicht ein lebendes Wesen zu finden, das ihm Bescheid sagen könne, eilte er auf das Licht zu und stand gleich darauf vor einem niedrigen Gebäude. Er hatte sich nicht geirrt, das Licht kam aus einem offenen Fenster im ersten Stock des Hauses.

«Hallo, hallo, ist dort jemand», rief er hinauf.

Niemand antwortete. Irgendwo schrie eine Katze. Noch einmal rief er, und endlich erschien ein schattenhaftes Wesen in der Fensteröffnung, das Kersting undeutlich an den langen Haaren als weibliche Gestalt erkannte, die zu ihm hinabsah.

«Bitte, können Sie mir sagen, wie ich zum Hotel Post komme», rief er.

Die Gestalt antwortete nicht, sondern winkte ihn zu sich hinauf. Was sollte das heissen? War sie stumm oder war sie ein Mädchen von der Strasse, das ihn auf diese Weise zu sich lockte? Wie dem auch sein mochte, Kerstings war zu allem bereit, um endlich zu erfahren, wo er sich befand. Er fand die Haustür, über der ein Schild mit der Nummer elf angebracht war. Einen Augenblick zögerte er, da hörte er, wie das Fenster geschlossen wurde und drückte auf die Klinke. Die Tür gab nach, und er betrat einen dunklen Gang.

Eine plötzliche Furcht befiel ihn, wie er sie noch nie verspürt hatte. Eine namenlose Angst vor dem Unbekannten hatte ihn ergriffen, als berge das Haus unheimliche Wesen, die sich im nächsten Augenblick auf ihn stürzen würden. Es roch süsslich nach Fäulnis und Verwesung. Hastig griff